

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die katholische Seelsorge der badischen Truppen im Ersten Weltkrieg

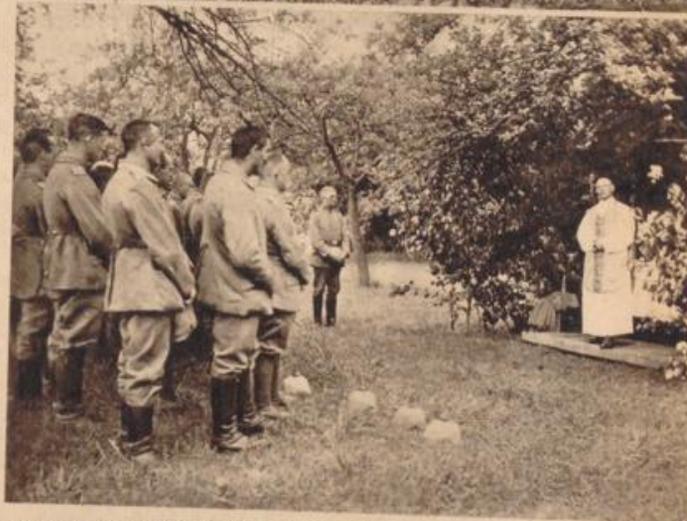
[urn:nbn:de:bsz:31-338958](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338958)

Die katholische Seelsorge der badischen Truppen im Ersten Weltkrieg

Am 29. Juni 1914 komme ich nachmittags von meiner Filialgemeinde Altheim, Pfarrei Bietingen, bei Meßkirch. Die Hausglocke läutet, ein Kind bringt ein Telegramm unserer Zeitung: „Der österreichische Thronfolger und seine Gemahlin sind ermordet.“ Diese Nachricht trifft meine Seele wie Wetterleuchten von kommenden schweren Ereignissen. Wir hatten einen Pilgerzug vorbereitet mit über 600 Pilgern nach Maria Einsiedeln. Wir waren mit dem Pilgerzug am 24. Juli noch in Einsiedeln. Bei der Rückfahrt erfahren wir schon in Zürich, daß an Serbien ein Ultimatum gestellt sei. Ich war froh bei dieser Verantwortung, daß wir am Abend es 24. Juli wieder in der Heimat waren. Am Samstag, dem 1. August, verkündet ein Trommler in unserm Dorf die Mobilmachung.

Am Sonntag, dem 2. August, kommen die Männer und Jungmänner, die den Stellungsbefehl erhalten haben, ohne Ausnahmen, auch von den Filialorten, zur Beicht und Kommunion. An der Kommunionbank sehe ich manche Tränen. Schon längere Zeit geisterts in meiner Seele Wunsch und Verlangen, im Falle eines Krieges mich zur Verfügung zu stellen für die Seelsorge. Noch vor dem Gottesdienste melde ich mich beim Bezirkskommando in Stockach. Ich habe die Überzeugung, daß im kommenden Krieg die Seelsorge von ganz besonderer Bedeutung sein wird. Ich predige meinen Pfarrkindern vom Krieg und fordere auf zum Gottvertrauen und zum Zusammenhalten.

In den Garnisonen waren die Geistlichen alsbald an der Arbeit, um die aktiven Truppen seelisch vorzubereiten. „Punkt halb 9 Uhr“, lautet der Kriegstagebucheintrag des Prälaten Dr. Schofer in der Freiburger Garnison, „drängten und zwängten wir uns durch die Menge hindurch, welche die Kaserne umlagerte. Als wir das geräumige Unteroffizierszimmer betraten, war es mit Mannschaften angefüllt. ‚Ja, wollt ihr alle beichten‘, fragte ich erstaunt. ‚Jawohl‘, lautete die Antwort. ‚Es sind noch mehr da‘, meinte einer. Ich schickte eine Ordonanz in das Konvikt, es möchten alle geistlichen Herren zum Beicht hören hierherkommen. Die begehrten Geistlichen kamen, und wir sieben Priester, in dem Zimmer an den einzelnen Tischen verteilt, hörten die Mannschaft Beichte. Wer gebeichtet hatte, ging in den großen Gang. Zwei Stunden hatten wir zu tun. Wie waren die Leute dankbar für die Worte des Gottvertrauens, die wir ihnen in die Seele legten! — Am andern Abend waren wir über zwanzig Geistliche. Und wieder hatten wir zwei Stunden zu tun. Diesen Abend teilten wir mit Erlaubnis des Oberhirten die hl. Kommunion aus. Es machte einen überwältigenden Eindruck, als auf dem Tisch im Zimmer rasch eine Art Altar hergerichtet und das Allerheiligste im Speisekelch aus dem nahen Mün-



Oben: Predigt während des Fronleichnamsgottesdienstes im Jonaslager in der Champagne.
Mitte: Divisionspfarrer Ebner, der Verfasser, besucht die Bedienungsmannschaft eines schweren Geschützes in der Stellung vor Verdun.
Unten: Feldgottesdienst beim Feldlazarett 266.

ster darauf aufgestellt wurde. Rasch eine Ansprache, wie sie der Augenblick erforderte. Und nun kamen sie, knieten auf dem Boden vor dem Altartuch, das zwei Priester hielten, und empfangen so den Leib des Herrn. Für manche war es die letzte hl. Kommunion, die Wegzehrung. Die Tage von Mülhausen waren nahe. Auch in den einzelnen Kirchen haben viele, soweit sie abkömmlich waren, die hl. Sakramente empfangen.“ Vor dem Abmarsch hielt Divisionspfarrer Wächter den Offizieren und Mannschaften eine Predigt.

Ein Tagebucheintrag berichtet vom 2. August aus Konstanz: „Um 2 Uhr beginnt das Beichthören im Münster, nachher in St. Stephan und St. Augustin. — Es sollen gegen 1600 Offiziere und Mannschaften gewesen sein. — Man merkt, es geht ein religiöser Zug durch die Leute . . . Im nahen Dettingen mußten schon in der Nacht neun Mann fort. Sie gingen zuerst in die Kirche zur heiligen Beichte.“ Wie in Freiburg und Konstanz war es in andern Garnisonen, wie in Bietingen und Dettingen in allen Pfarreien durchs ganze Land.

Am 19. August, morgens $\frac{1}{6}$ Uhr, begebe ich mich (der Verfasser) in dem Dorfe Lanzer bei Mülhausen in die Kirche, um dort die hl. Messe zu lesen. Der Dorfpfarrer, ein siebzehnjähriger Greis, ministriert mir. Mit feuchten Augen reicht er mir nachher die Hand zum Abschied und ruft mir zu: „Auf viel Glück, retten Sie Ihr Leben.“ Tags zuvor waren die Franzosen noch in seiner Pfarrei.

Es bläst zur Sammlung. Wir marschieren etwa eine Stunde hinter das Dorf, vielfach über reife Haferfelder, dem Rhein-Rhone-Kanal zu. Ein Offizier gibt mir den Tagesbefehl der 55. gemischten Ers.-Brigade, in dem es u. a. heißt: „Der Vormarsch wird fortgesetzt, der Feind, wo er Widerstand leistet, angegriffen.“

Das Geplänkel der Vorposten hat begonnen. Wir hören den ersten Kanonenschuß. Plötzlich sprengt ein Meldereiter heran. Einzelbefehle werden ausgegeben. Ich erhalte die Weisung: „Herr Pfarrer, es gilt Ernst, tun Sie Ihre Pflicht!“ Ich trete vor die einzelnen Abteilungen und halte eine kurze Ansprache. Die blaue Stola, die ich über die Schultern gelegt habe und die weiße Armbinde mit dem blauen Kreuz sagen jedem, wer ich bin. Hier war nicht mehr lange zur überlegen, das rechte Wort mußte sich plötzlich aus dem Innern lösen. „Liebe Kameraden! Eine ernste Stunde ist für euch gekommen, söhnt euch aus mit euerm Herrgott. Bereut aus ganzem Herzen alle Sünden eures Lebens und sprecht vertrauensvoll: O Gott, sei mir armem Sünder gnädig. Tue jeder seine Pflicht auf seinem Posten. Ich gebe euch jetzt die Lossprechung.“ So gehe ich von Abteilung zu Abteilung. Die letzte Ansprache halte ich bei der Artillerie von einer Protze aus. Ein Professor, der als Unteroffizier hier dabei war, sagte mir später: „Jene kurze Vorbereitung beim ersten Einsatz bei Mülhausen war ein ergreifender Augenblick.“

Ich gehe mit der Infanterie vorwärts. Schrapnells und Granaten schlagen ein. Die

ersten Kugeln pfeifen. Ich versehe den ersten Verwundeten. Eine französische Gewehrkugel ging ihm beim Ohr hinein und beim Hinterkopf wieder hinaus. Er stöhnt und jammert. Nur mit Mühe kann er noch sprechen. Ich höre seine Beichte, indem ich langgestreckt neben ihm liege. Ich spende ihm auch die hl. Ölung und den Sterbeablaß. Er betet leise mit. Auf einmal ruft er: „Kalt, kalt!“ Und doch ist dieser 19. August so heiß und brütend. Er kann mir noch seine Adresse angeben und stirbt auf dem Felde. Ich muß weiter. Andere brauchen meine Hilfe. Abends erhalte ich den Befehl, für den Verwundeten-Transport besorgt zu sein. Da gibt es viel zu trösten und zu ermuntern, besonders im Hospital zu Sierenz, wo wir elf Uhr abends endlich mit unseren Wagen voll Verwundeten ankommen. Wo man hinschaut, überall Verwundete, Deutsche und Franzosen. Morgens um zwei Uhr gehe ich nochmals von Bett zu Bett.

Am Sonntag, dem 23. August, ist der erste, unvergeßliche Feldgottesdienst auf einer mit vielen Obstbäumen bepflanzten Wiese. „Wie ergreifend und rührend und erhebend war doch diese Feldmesse“, sagten mir nachher viele Kameraden. Dieses „Großer Gott, wir loben dich“, gesungen von Männern, die aus der Feuertaufe kamen, werde ich nicht mehr vergessen.

Am 7. Oktober 1914 hielt ich in Lothringen, in der Nähe der Front, einen Feldgottesdienst und predigte über die Gottes- und Kameradschafts liebe: „Liebe Freunde! Ihr alle erinnert euch noch an jene gefahrvolle Stunde, als uns unser Herrgott unter dem schützenden Schleier des Morgennebels nach Manhoué führte. Ihr wißt alle, wie plötzlich auf dem Berge bei unserm Marsche die Morgensonne den Kampf begann mit unserm Beschützer, dem Nebel. Unser Herrgott ließ die Sonne unterliegen. Am andern Tage blieb die schützende Nebeldecke, bis ein Gegenbefehl uns wieder in den sicheren Wald auf die Bergeshöhe brachte. ‚Gott mit uns‘, steht auf unsern Geschützen und auf jedem Koppel. Gott war mit uns in so vielen Gefahren. Denkt an die Schützengräben bei Lanfroicourt, Chantase und Senones. ‚Gott mit uns‘ hat im Kriege noch eine ganz andere Bedeutung. Manchem unter uns mag im Getriebe des modernen Lebens sich eine Nebeldecke über die Seele gelegt haben, und das Auge der Seele hat den klaren Aufblick zu dem Vater im Himmel verloren. Der Glaube an ihre Unsterblichkeit und an das ewige Leben war unter diesem düsteren Nebel erstickt und erdrückt. Da kam der furchtbare Krieg. In den letzten Jahren ist bei uns in Deutschland eine ganze Literatur entstanden mit dem Titel: ‚Gottsucher für die moderne Welt.‘ Der Ruf zum Kriege war für gar viele der beste Gottsucher, die Gefahr im Kugelregen der beste Gottfinder.“

Aus einer Ansprache bei der Beerdigung von drei jugendlichen Grenadiere n im Herbst 1914 seien hier einige Sätze angeführt: „Die drei Jüngsten unserer Kompanie sind auf einer Patrouille in der Blüte ihres Lebens von der Hand des Todes gepflückt worden. Diese

drei christlichen Männer sind bei der Erfüllung opfervoller Pflicht gefallen. Sie sind drei würdige Vertreter des Landes dort über dem Rhein, der eine ein Sohn des Hegaus mit seinen sagenumspunnenen Bergen, der andere ein Kind des rebenumsäumten, paradiesischen Breisgaus, der dritte ein Sprosse des kornreichen Frankenlandes. Wir haben hier ihre Leiber in kühler Erde zur Ruhe gebettet für die einstige Auferstehung. ‚Evigilabunt‘ steht auf einem Heldendenkmal bei Wörth. Sie werden wieder auferstehen. Gott wird sie wieder auferwecken. Es gibt ein besseres Jenseits. Liebe, teure Kameraden, auf ein frohes, glückliches Wiedersehen. Wir beten für euch. Ruhet in Frieden.“

Wo immer es möglich war, wurden die Gefallenen von Geistlichen bestattet mit der entsprechenden Ansprache und Gebeten, wobei tunlichst die Militärmusik Trauerweisen spielte.

Unvergeßlich wird jedem die erste Weihnacht im Felde sein. Die Feldgeistlichen hatten schwere Arbeit zu leisten. Der Schwarzwald hatte uns Badenern seine lieben, immergrünen Kinder, Weißtännchen und Rottännchen, überallhin an die Front geschickt. Ein Tagebucheintrag möge uns die eindrucksvolle Weihnachtsfeier, so weit hier Platz ist, schildern: „In der Stadtkirche in Thiaucourt ist schon alles weihnachtlich hergerichtet. Zwei mächtige, mehrere Meter hohe Christbäume, prächtig mit Sternen, Silberfäden und Kerzen geschmückt, sind rechts und links vom Hochaltar aufgefianzt. Auf dem rechten Nebenaltar steht eine neue Krippe mit schönen Figuren; das Krippengebäude verfertigte ein Feldgrauer, und die Innenausstattung wurde in Metz geholt. Die Auslagen hatten Soldaten zusammengebracht. Über der ganzen Kirche ruht eine anmutige Weihnachtsstimmung. Von hier aus eilen unsere Gedanken wie auf goldener Brücke hinüber in die Heimat, wo sie sich in Kirche und Familie auch zum Weihnachtsfeste rüsten. Es fängt an zu dunkeln. Ein wunderbarer, schöner, friedlicher Sternenhimmel schaut herab auf diese Stadt, in der es am Bahnhof erst kürzlich durch Granateneinschlag so viele Tote gegeben hat. Ich besuche die Lazarette und den Verbandsplatz. Halte kurze Ansprachen. Manche Tränen. Eigenartige Stimmung. Drei Weihnachtsgottesdienste hatte ich zu halten. Im Auto werde ich nachts elf Uhr zur Front gebracht. Es ist gefroren. Holperiger Weg. Das Auto hält. Ich

werde abgeholt. In einem Wäldchen ist ein Altar errichtet, zwei Christbäume, aber nur zwei brennende Kerzen. Um 2 Uhr Weihnachtsmesse, Predigt, Generalabsolution und Weihnachtskommunion. Leute mit Helm und Gewehr kommen zur Kommunion. Ein Erlebnis. Mit dem Auto wieder zurück in ein französisches Dorf, wo kein Pfarrer mehr ist. Um 5 Uhr zweite Weihnachtsmesse mit Liedern. Die geräumige Kirche ist voll Feldgrauer. Die zweite Weihnachtspredigt braucht nicht erst Stimmung zu machen. Ich bin müde. Lege mich in der Sakristei, wo Wolldecken liegen, hin und schlafe, bis ein Feldgrauer kommt

und mich weckt zur Fahrt an die Front zum dritten Gottesdienst. Vor einem tiefen Graben hält das Fuhrwerk. Zu Fuß zum großen Zelt, wo die Leute zur Weihnachtsfeier versammelt sind. Etwa 400. Dritte Weihnachtsmesse in aller Stille. Predigt, Lossprechung und Kommunion. Habt tausend Dank, ihr Braven, euer Andacht, euer Glaube, euer stramme Haltung trotz des schneidigen, kalten Winters hat mir das Weihnachtsfest zu einem Tag unvergeßlicher Freude gemacht!“

So und ähnlich wurde überall bei unseren Landsleuten die erste und die folgenden Feldweihnachten gefeiert.

Es war von großer Bedeutung für die Seel-

sorge, von Zeit zu Zeit die Truppen in der Frontstellung aufzusuchen. In meinem Tagebuch lese ich unter dem 8. Juni 1916: „Ich gehe mit dem Grabenoffizier Franz Leber (aus Unterlappfen) durch den Graben bei Ripontmühle im sogenannten Hexenkessel. Man sieht die französischen Stellungen. Das ganze Gelände ist ein Gewirr von Gräben. Alles Leben ist tot. Die Pflanzen, auch die Bäume, sind erstickt. Hier herrscht der Tod und die Einöde. Wir begegnen einem Trupp Sanitäter, die in einem an eine Stange gebundenen Zelttuch einen verwundeten Kameraden tragen. Er ist durch Kopfschuß schwer verwundet. Ich knie mich zu ihm und spreche ihn an. Er schlägt die Augen auf. Sprechen kann er nicht mehr. Bete ihm Reue und Leid vor, gebe ihm die Lossprechung und spende ihm die hl. Ölung und den Sterbeablaß. Als ich zum Segen das Kreuz über ihn mache, hebt er aus dem Zelttuch die vom Champagnerkreidedeck verkrustete Hand empor. Er kann aber die Stirne nicht mehr erreichen und macht das Kreuz in die Luft. Die müde Hand sinkt zurück. Das letzte Kreuzzeichen eines sterbenden Schwarzwälders aus Hänner. Dem Leutnant Leber, der



Grab von drei jungen Grenadieren zu Sécourt bei Tincry, 20. 10. 1914



später beim Termitenhügel vor Verdun gefallen ist, kommen die Tränen.“

Die Infanterie hat Ablösung aus dem Schützengraben und geht in Ruhe. Die Artillerie kommt oft erst dann zurück, wenn die ganze Division herausgezogen wird. In Feuerstellung kann der Geistliche nur die Leute einer Batterie zum Gottesdienst zusammenbringen unter der Erde. Ansprache, Beicht und Kommunion, Gebete, auch hl. Messe in der Nähe der Geschütze. „Der gütige, barmherzige Soldatenfreund ist zu euch gekommen in eurer Einsamkeit. Dieser Heiland will euch reinigen im Bußsakrament, seinem Ostergeschenk, und euch trösten und stärken in der heiligen Kommunion.“ Wenn hier die Steine reden könnten, würden sie laut rufen: „Die Barmherzigkeit Gottes will ich ewig preisen.“ Südlich vom großen Stern vor Verdun wurden die Leute eines schweren Geschützes mit dem Feldgeistlichen im Bilde festgehalten. Ich war damals, wie so oft bei diesen Besuchen, in höchster Lebensgefahr.

Über die Lazarettbesuche schreibt ein badischer Divisionspfarrer in seinem Tagebuch: „Als die Ärzte die seelischen Wirkungen der Pastoration sahen und ihren Einfluß auf den Gesundungsprozeß erfaßten, begrüßten sie die Besuche und die pastorelle Arbeit erst recht. Wer der Seele Sonne bringt, steigert die Lebensgeister.“

Die Arbeit auf den Verbandsplätzen und in den Lazaretten erwies sich bei aller Freude, die sie mir brachte, doch als eine schwere seelische Belastung. Nie war ich körperlich und geistig so müde wie nach mehrstündigen Lazarettbesuchen. Es war mir, als hätte ich jeden Kranken seelisch in die Höhe heben müssen, und das mit Aufbietung großer Kraftanstrengung.

Nur ein Beispiel! In einem Feldlazarett vor Verdun lag ein junger Krieger, Richard Linz aus Altschweier bei Bühl in Mittelbaden. Über seinem Feldbett war auf der Fiebertafel zu lesen: „Schwerer Bauchschuß, nichts essen und nichts trinken.“ Linz war eben aus dem Rekrutendepot an die Front gekommen und nahm teil an den Kämpfen bei der Höhe 304.

Oben: Beerdigung beim Hauptverbandsplatz südlich von Laon.

Rechts: Soldatenfriedhof zu Romagne bei Montfaucon.

60

Er erzählt mir: „Ich bekam einen Bauchschuß und lag mit einem Kameraden, der ebenfalls verwundet war, in einem Granatloch. Niemand konnte uns holen. Mein Kamerad starb neben mir, und so lag ich bei einem Toten 24 Stunden einsam und verlassen, bis es endlich ruhiger wurde und die ersehnte Hilfe kam.“ Was mag dieses blutjunge Menschenleben in diesen langen Marterstunden ausgestanden haben! Das jugendliche Gesicht des Schwerverletzten schaute ganz verklärt aus den weißen Kissens des Feldbettes heraus. Mich überkam ein Gefühl der Ehrfurcht vor diesem jungen Krieger. Nein, es war kein Knabe mehr, er war durch seine Erfahrungen im Granatloch zu einem gereiften Mann geworden. Ich spendete ihm die hl. Sakramente, die er in voller Ergebung in Gottes hl. Willen empfing. Bald holte ihn der Heiland, mit dem er in der hl. Kommunion vereinigt worden war, zu den andern Martyrern und Kreuzträgern dieses furchtbaren Krieges in den ewigen, glückseligen Frieden.

Der Feldgeistliche Fridolin Mayer, der immer bei der 28. Infanterie-Division tätig war, macht am Schluß seines interessanten Tagebuches eine Zusammenfassung seiner Tätigkeit: „Ich habe während der 32 Monate, welche ich an der Front war, 432 Gottesdienste gehalten, 399mal gepredigt und 94 sonstige Ansprachen, besonders zur Vorbereitung auf die hl. Beicht, gehalten. Dazu kommen noch die Ansprachen bei Beerdigungen, welche ich fast jedesmal gehalten habe, sicher mehr als 150mal. Ich habe 20 328 Beichten gehört. 80mal, wenn es nicht anders ging, die allgemeine Losprechung gegeben und wenigstens 36 600 hl. Kommunionen ausgeteilt. Ich habe 716mal Lazarette besucht. Oft habe ich ganze Tage und manche Nachtstunden im Lazarett und auf dem Hauptverbandsplatz zugebracht. Ich habe gegen 900 Tote im Einzelgrab und Massengrab beerdigt. Ferner habe ich viele Druckschriften, Rosenkränze und Medaillen an gesunde und kranke Soldaten verteilt und vielen Sterbenden beigestanden.“ Welche dornenvolle Arbeit und welch reicher Segen spricht aus diesen Zeilen! In meinem Tagebuch steht S. 845 als statistische Zusammenstellung über meine feldseelsorgerliche Tätigkeit im Kriege: Beicht gehört habe ich 40 381 mal, die heilige Kommunion reichte ich 81 728 mal, Feldgottesdienst mit hl. Messe 1032, Predigten 854, Ansprachen bei Austeilung der Kommunion und bei Beerdigungen 645, Andachten 86 mal. Die Sterbesakramente erhielten durch meine Hand 476, durch mich beerdigt wurden 989 Kameraden.



Als ich diesen Beitrag zum Konradskalender 1952 niederschrieb, erhielt ich einen Brief von einem ehemaligen Offizier der 29. Inf.-Div., von dem ich seit 1918 nichts mehr gehört hatte. Er schreibt u. a.: „Wenn man älter geworden ist, geht einem der Gedanke durch den Kopf, daß man Bilanz ziehen muß. Beim Rückblick aufs Leben meldet sich aber sofort der große Lebensabschnitt ‚Weltkrieg‘. Da begegnete ich auch Ihnen, erstmals im Felde 16. Juni 1915 beim Besuch des Großherzogs Friedrich II. in Courrières. Und von dort an waren Sie drei Jahre lang auch mein Seelsorger, und — das darf ich Ihnen bestätigen — einer, der sich um die Seelen der Soldaten und um ihr zeitliches und ewiges Heil sorgte. Ich weiß aber, daß das Kräutlein ‚Dank‘ so selten ge-

worden ist, daß man es unter Naturschutz stellen sollte. Ich selbst will aber nicht zu den Undankbaren gehören und danke Ihnen heute noch für alle Sorge, Liebe und Mühe, die Sie uns schenkten, für jenen denkwürdigen Gottesdienst mit Generalabsolution und hl. Kommunion am 13. Oktober 1916, nachdem wir in der Nacht an der Somme zum Einsatz kamen. Ich denke auch noch an die furchtbaren Wochen 1917, Höhe 304 vor Verdun und 1918 am Kimmel. Ein großes, herzliches Vergeltens-Gott sei der schriftliche Ausdruck für das, was ich Ihnen sagen möchte.“

Dieses dankbare Gedenken gilt allen Feldgeistlichen und ehrt den wackeren Offizier der 29. Infanterie-Division.

Dr. Jakob Ebner

Tinte



Als ich den ersten Schritt aus unserm Walddorf daheim in die Welt hinaus tat, sagte mein seelenguter Waldpfarrer zu mir: „Herrschaftsdonnerwetter Franzl, Tinte muß ich mir kaufen, wenn ich heute in die Stadt komme. Gelt, laß mich nicht vergessen und merk dir's: Tinte, Tinte, Tinte!“

Ich sagte: „Ja, ich vergesse es nicht und merke mir's ganz gewiß.“ Und ich lernte das Wort auswendig, wie ich die lateinischen Wortschätze und Satzregeln gelernt hatte, indem ich es auf dem Wege immer vor mir hersagte: „Tinte, Tinte, Tinte!“

Ich muß nämlich vorausschicken, daß mich mein guter Waldpfarrer an diesem Tage in die große Stadt Passau begleitete, wo ich die Aufnahmeprüfung am Gymnasium machen sollte. Er hatte mich ein halbes Jahr lang auf diese Prüfung vorbereitet, und mir schwirrte es im Kopfe von dem vielen Latein, das ich hatte auswendig lernen müssen. Nun kam auch noch die Tinte dazu, die ich nicht vergessen durfte. Denn bei uns daheim gab es damals in den Walddörfern noch keine Tinte, und die Herren Waldpfarrer mußten sie aus den Städten draußen in der weiten Welt schicken lassen.

So trabten wir im Morgengrauen auf der stillen Waldstraße dahin. Mein Lehrmeister im Lateinischen betete sein Brevier und nahm zuweilen eine Prise aus seiner silbernen Jubiläumsdose, dieweilen ich leise vor mich hinhurmelte: „Tinte, Tinte, Tinte... Tinte, Tinte, Tinte!“

Das Wort war mir ein lebendiger Takt auf dem dreistündigen Weg zum Waldbahnhof. Aber wie das Züglein heranpustete, um uns zur entscheidungsschweren Fahrt in meine Zukunft aufzunehmen, waren Takt und Tinte vergessen. Denn auf dieser Fahrt gab es für mich Waldbuben soviel Neues und Unerhörtes zu sehen, daß ich im Wagen von einem Fenster zum andern hüpfte und immer nur

offenen Mundes in die Wunder staunte, die sich mir in den unbekanntem Weiten auftaten. Und als wir gar in die alte Passauerstadt kamen, hielt ich den Atem an vor lauter Schauen an schönen Häusern und großen Kirchen, und es wunderte mich, daß die Leute alle vornehm und feiertäglich gekleidet einhergingen, obwohl es doch ein gewöhnlicher Werktag war, an dem meine Waldleute daheim barfuß und in Hemdärmeln den letzten Hafer heimbrachten.

Hatten denn die Stadtleute keinen Hafer zu ernten?

Da standen wir auf einmal in einem weiten Hof, den der graue, dohlenumschwirrte Dom beschattete. An den Dom schmiegte sich ein altes Gebäude wie ein Küchlein an die Gluckhenne, und der Waldpfarrer sagte: „Da müssen wir hinein. Also packen wir's in Gottes Namen an. Sie werden dir den Kopf nicht abreißen.“

